

Jürgen Zimmerer (Hrsg.), Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2013, 524 S., geb., 39,90 €, auch als E-Book erhältlich.

In seiner Einleitung „Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte“ (S. 9–37) erklärt der Herausgeber Jürgen Zimmerer, die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes wollten einen „Beitrag zur postkolonialen Dekonstruktion Deutschlands“ leisten (S. 32). Das ist den Autorinnen und Autoren, die in informativen Beiträgen zahlreiche Dimensionen des deutschen Kolonialismus und mit ihm verbundener ‚Erinnerungsorte‘ behandeln, insgesamt überzeugend gelungen.

Reinhard Wendt erkundet die „Südsee“ (S. 41–55), Wolfgang Fuhrmann den „Urwald“ (S. 56–67), Anja Laukötter das „Völkerkundemuseum“ (S. 231–243), Holger Stoecker „Knochen im Depot“ (S. 442–457), Yixu Lü „Tsingtau“ (S. 208–227), Hilke Thode-Arora „Hagenbeck“ (S. 244–256), David Pan „Goethes ‚West-östliche[n] Divan‘“ (S. 323–243), Michael Zeuske den „‚Kosmos‘ Alexander von Humboldts“ (S. 344–354), Paul Hoser die „Krüger-Depesche“ (S. 150–163), Thoralf Klein die „Hunnenrede“ (S. 164–176) und Frank Becker die „Hottentotten-Wahlen“ (S. 177–189). Henning Melber fährt nach „Südwest“ (S. 68–80) und zum „Waterberg“ (S. 473–486), Christof Hamann mit Alexander Honold zum „Kilimandscharo“ (S. 81–95), Bernhard Gißibl mit Johannes Paulmann in die „Serengeti“ (S. 96–108), Andreas Eckert zur „Berliner Afrika-Konferenz“ (S. 137–149), Clara Ervedosa ans „May-Ayim-Ufer“ (S. 424–441) und Malte Fuhrmann mit der „Bagdadbahn“ (S. 190–207). Wolfgang Struck besucht den „Tiger von Eschnapur“ und das „Indische Grabmal“ (S. 109–118), Jens Ruppenthal das „Hamburgische Kolonialinstitut“ (S. 257–269), Nils Ole Oermann mit Thomas Suermann „Albert Schweitzers Lambarene“ (S. 270–281), Winfried Speitkamp „Kolonialdenkmäler“ und Reinhart Köbler den „Windhoecker Reiter“ (S. 458–472). Volker Langbehn trifft den „Sarotti-Mohr“ (S. 119–133), Wolfgang Reinhard den „Missionar“ (S. 282–293), Stefanie Michels den „Askari“ (S. 294–308), Martin Krieger „Heinrich Carl von Schimmelmänn“ (S. 311–322), Christian Kirchen „Emin Pascha“ (S. 355–364), Marianne Bechhaus-Gerst „Frieda von Bühlow“ (S. 365–372), Eckard Michels „Paul von Lettow-Vorbeck“ (S. 373–386) und Karl-Heinz Kohl „Leo Frobenius“ (S. 387–405). Abschließend befasst sich Jacob Emmanuel Mabe mit „Afrika als Erinnerungsort“ (S. 487–501).

Zusammen mit der zentrale Themen umreißenden Einleitung des Herausgebers liefert der Band einen problemorientierten Grundstock für weitere Diskussionen. Dabei machen zahlreiche Beiträge klar, dass die von Zimmerer angekündigte „(post)koloniale Erweiterung der *Deutschen Erinnerungsorte*“ (S. 13) traditionelle Dimensionen der Geschichtsschreibung sprengen muss. Das wird besonders in den Ausführungen von Clara Ervedosa über „Das May-Ayim-Ufer in Berlin“ gleich mehrfach eindringlich deutlich.

Zunächst beschäftigt sich die Autorin mit den vielschichtigen historischen Hintergründen einer Straßenbenennung. Die geht auf Ereignisse der Jahre 1682/83 zurück, in denen Otto Friedrich von der Gröben an der Küste des heutigen Ghanas die brandenburgische Flagge hisste und mit dem Bau der Festung Groß-Friedrichsburg begann. Veranlasst wurde sie durch den ideologischen Rückgriff auf dieses Ereignis im Zusammenhang mit der Berliner Kolonialausstellung von 1896, als für das neu angelegte Spreeufer in Kreuzberg ein Name gesucht und in „Gröbenufer“ gefunden wurde. Die Namensgebung

erfolgte im Kontext einer aggressiven deutschen Kolonialpolitik und griff auf einen Mitbegründer des brandenburgischen Sklavenhandels zurück.¹

Der Text verweist ferner auf die weitreichende ideologische Vernetzung solcher symbolischen Akte. In diesem Fall hat sie selbst kritische Historiker daran gehindert, deren historische Wurzeln freizulegen und sie, wie an den Beispielen von Ulrich van der Heyden und Götz Aly gezeigt wird, zu Apologeten einer kolonialistischen Namensgebung gemacht.² Van der Heyden versuchte, Gröben aus der Verbindung mit dem Sklavenhandel zu lösen. Aly ging entschieden weiter und schreckte nicht davor zurück, die brandenburgische Beteiligung am Kolonialismus zum vorübergehenden Besitz eines „Kolonien[s]“ zu verniedlichen, Gröbens kurzen Einsatz in Afrika durch seinen langen Einsatz für ein gutes Verhältnis von Deutschen und Polen zu überschreiben, die Straßenbenennung im Kontext des wilhelminischen Kolonialismus ganz zu verschweigen, Opfer gegeneinander aufzurechnen und auch noch die neue Namensgeberin der Straße zu diskreditieren.

Mit deren ausführlicher Würdigung macht die Autorin schließlich deutlich, dass die Umbenennung der Straße nach May Ayim, Tochter einer Deutschen und eines Ghanaers, im Heim und bei einer Adoptivfamilie aufgewachsen, Sprachtherapeutin, Dozentin, politische Aktivistin, Dichterin, ein konsequenter Schritt „vom Kolonialismus zum Postkolonialismus“ war. Grundlage dafür ist der „in der deutschen Gesellschaft vorhandene Rassismus“, unter dem May Ayim zeitlebens gelitten, den sie analysiert und bekämpft hat und der als „Beweis für das Vermächtnis des Kolonialismus in Deutschland“ gilt (S. 437).

Diese Perspektive wird vom Herausgeber geteilt, der „Rassismus“ als „historisch mit dem Kolonialismus verbunden und Zeugnis der Langlebigkeit kolonialer rassistischer Stereotypen“ (S. 22) begreift und darauf hinweist, dass ein „unreflektiertes Fortbestehen“ von „(post)kolonialen Erinnerungen“ zur Tradierung von „exkludierende[n] Strategien“ beiträgt und den Fortbestand von „Rassismus“ fördert (S. 17).³ Gleichzeitig spricht Zimmerer in diesem Zusammenhang von „Identitätskonstruktionen durch Abgrenzung“ (S. 13): „Gemeinschaften definieren sich mindestens so sehr negativ über die Abgrenzung von anderen wie positiv durch die Herstellung und Durchsetzung hegemonialer Vorstellungen von Geschichte und Tradition“ (S. 10).

Dass solche negative Vergesellschaftung⁴ von vornherein mehrere Perspektiven umfasst, liegt auf der Hand – zumal „jede Kolonie [...] eine eigene Perspektive auf Deutschland und den deutschen Kolonialismus“ hat (S. 32). Auch wenn sich von daher eine Beschränkung der Komplexität durchaus legitimiert, so muss auch eine Schwerpunktsetzung auf deutsche Sichtweisen davon ausgehen, dass diese sich über einen langen Zeitraum entwickelt und behauptet haben (und während Kaiserreich, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Bundesrepublik/DDR und im vereinten Deutschland unterschiedlich konnotiert waren). Außerdem waren und sind auch diese Sichtweisen nicht eindimensional, weil sich die vermeintlich ‚Anderen‘ eben nicht nur ‚außen‘ befanden beziehungsweise befinden.

¹ Vgl. *Christian Kopp*, ‚Mission Moriaen‘. Otto Friedrich von den Gröben und der brandenburgisch-preußische Sklavenhandel, URL: <http://afrika-hamburg.de/PDF/kopp_groeben.pdf> [25.11.2014]. Der Zusammenhang der Expedition mit dem Sklavenhandel war schon im Kaiserreich kein Geheimnis und wurde im Nachwort von *C. Grotewold* zur Faksimileausgabe von *Otto Friedrich von der Gröben*, Guinesische Reise-Beschreibung. Nebst einem Anhang der Expedition in Morea, Marienwerder 1694, Neudruck Leipzig 1907, ausführlich dokumentiert.

² Vgl. *Ulrich van der Heyden*, Gröblicher Rufmord an von der Gröben. Wie eine Straßenumbenennung in Berlin politisch, aber nicht historisch korrekt erfolgte, in: *Neues Deutschland*, 13.6.2009; *Götz Aly*, Straßenschänder in Kreuzberg, in: *Berliner Zeitung*, 2.2.2010.

³ Trotzdem und obwohl das Wort „Rassismus“ auch in zahlreichen anderen Beiträgen des vorliegenden Bandes auftaucht, wird es nicht begrifflich entfaltet und fehlt im Stichwortverzeichnis. Damit geht es ihm wie dem „Imperialismus“, der in den Texten ebenfalls häufiger vorkommt – so wird auf ein altes „Großwerk über die Geschichte des Imperialismus“ (S. 156) Bezug genommen, das „Zusammenspiel von Mission und Imperialismus“ (S. 289) behandelt oder die Bagdad-Bahn als „Symbol des deutschen Imperialismus“ (S. 198) und „Vehikel des klassischen Imperialismus“ (S. 204) beschrieben; außerdem wird auf „globale Zusammenhänge der Geschichte von Imperialismus und Kolonialismus“ (S. 421) verwiesen, werden Kolonialdenkmäler als „Mahnzeichen gegen Imperialismus und Rassismus“ (S. 409) angesprochen und einmal sogar mit „Rassismus, Kolonialismus und Imperialismus“ (S. 352) alle drei hier angesprochenen Begriffe zusammen erwähnt.

⁴ Vgl. *Wulf D. Hund*, Negative Societalisation. Racism and the Constitution of Race, in: *Wages of Whiteness and Racist Symbolic Capital*, hrsg. von *Wulf D. Hund/Jeremy Krikler/David Roediger* (Racism Analysis, Series B, Yearbook, Bd. 1), Berlin/Münster 2010, S. 57–96.

Mit den verschiedenen Etappen der Prägung und Betrachtung der einzelnen behandelten Topoi beschäftigen sich die Beiträge in der Regel ausführlich und immer wieder auch, wie etwa Winfried Speitkamp bei seiner Behandlung der „Kolonialdenkmäler“, mit nuancenreicher Differenzierung. Gelegentlich wird die Sichtweise aber auch drastisch eingeschränkt und damit der Blick auf wichtige Entwicklungen verstellt. Das gilt zum Beispiel für den Beitrag „Der Sarotti-Mohr“ von Volker Langbehn. Die Werbefigur wurde zu Beginn der Weimarer Republik lanciert, konnte ihre Auftritte während der NS-Herrschaft fortsetzen, erreichte ihren größten Bekanntheitsgrad in der Adenauerära der Bundesrepublik und überlebte schließlich dank kosmetischer Eingriffe bis heute die wachsende Kritik an ihrem rassistischen Charakter. Eine vergleichende Analyse ihrer Inszenierung und Rezeption im Verlauf des 20. Jahrhunderts erscheint damit geradezu zwingend.⁵

Trotzdem beschränkt sich der Verfasser auf den Kontext der Jahrhundertmitte (S. 119). Über diesen finden sich aber nur allgemeine Aussagen, die in die Behauptung münden, „dass die Sarotti-Werbung die Sehnsucht nach einer heilen [...] Welt symbolisiert, und zwar als das ‚Unglück‘ oder der ‚Unfall‘ Nationalsozialismus den Konsumenten noch nicht den Appetit auf das ‚Andere‘ während der 1950er und 1960er Jahre verdorben hatte“ (S. 121). Zu Anfang dieser Periode kam der Film „Toxi“ in die deutschen Kinos, eine rassistische Schnulze über das sogenannte Mischlingskind einer deutschen Mutter und eines schwarzen US-amerikanischen Soldaten, der das kleine Mädchen schließlich (am Weihnachtssabend) abholt und dorthin bringt, wo es nach Meinung des Regisseurs wie großer Teile der politischen Klasse und des Publikums hingehört, nämlich weg aus Deutschland.⁶ In der Mitte der fraglichen Zeit wurde das ehemalige deutsche Schutzgebiet Togo unabhängig, das noch die Nationalsozialisten als Kern eines zukünftigen deutschkolonialen „Mittelafrikas“ gesehen hatten.⁷ Außerdem erhielt Walter Scheel seine Ernennungsurkunde zum ersten Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und zeichnete damit für eine „Entwicklungshilfe“ genannte Politik verantwortlich, die aus wirtschaftlichen Interessen und dem Geist des Kalten Kriegs gespeist wurde.⁸ Gegen Ende dieses Zeitraums führte die Opposition gegen den Vietnamkrieg auch in Deutschland zu heftigen Protesten, zu denen zwei Vietnamkongresse in Frankfurt am Main und Berlin gehörten, die zum Widerstand gegen Neokolonialismus und Imperialismus aufriefen.⁹

Von all dem ist bei Langbehn nicht die Rede. Die Kontextualisierung der von ihm behandelten Werbefigur wird durch allgemeines Geraune über Sehnsucht und Verdrängung ersetzt (S. 128). Dabei läuft die Sprache mehr als einmal völlig aus dem Ruder und jeder Sinnzusammenhang geht verloren. So heißt es in einer der wenigen Bemerkungen, die sich auf die Zeit der NS-Herrschaft beziehen: „Interessanterweise erfreute sich die Sarotti-Mohr-Schokolade unter den Ideologen des Nationalsozialismus keiner Beliebtheit, da die Sarotti-Werke aufgrund des exotischen Kontextes gezwungen waren, sich dem ideologischen Gebaren und den wirtschaftlichen Entwicklungen anzupassen und zu unterwerfen“ (S. 120). Da finden sich selbst in der unkritischen Firmengeschichte, auf die an dieser Stelle in einer Fußnote verwiesen wird, mehr Hinweise, die tatsächlich ‚interessant‘ gewesen wären, nämlich darauf, dass die Mohrenfigur die nationalsozialistische Herrschaft unbeschadet überdauerte, nicht zuletzt, weil sie im Verbund mit dem Hakenkreuz firmierte, oder darauf, dass die Firma nach der Beschränkung der Produktion von Schokolade für den allgemeinen Konsum an der Produktion für die

⁵ Zur deutlich weiter zurückreichenden Tradition und ihren unterschiedlichen Wendungen vgl. *Malte Hinrichsen/Wulf D. Hund*, *Metamorphosen des ‚Mohren‘. Rassistische Sprache und historischer Wandel*, in: *Gudrun Hentges/Kristina Nottbohm/Mechthild M. Jansen* u.a. (Hrsg.), *Sprache – Macht – Rassismus*, Berlin 2014, S. 69–96.

⁶ Vgl. *Angelica Fenner*, *Race under Reconstruction in German Cinema*. Robert Stemmle’s *Toxi*, Toronto/Buffalo etc. 2011.

⁷ Vgl. *Peter Sebald*, *Die deutsche Kolonie Togo 1884–1914. Auswirkungen einer Fremdherrschaft*, Berlin 2013; *Jonas Bakoubayi Billy*, *Musterkolonie des Rassenstaates. Togo in der kolonialpolitischen Propaganda und Planung Deutschlands 1919–1943*, Dettelbach 2011.

⁸ Vgl. *Wolfgang Gieler/Rebecca Miltch*, *Walter Scheel 1961–1966*, in: *Wolfgang Gieler* (Hrsg.), *Deutsche Entwicklungsminister von 1961–2008*, Bonn/Manama etc. 2008, S. 12–25.

⁹ Siehe *Nick Thomas*, *Protest Movements in 1960s West Germany. A Social History of Dissent and Democracy*, Oxford/New York 2003; wenn auch nur als schlichter Gegensatz und ohne analytische Diskussion finden die Stichworte „Sarotti-Mohr“ und Protest gegen den „Vietnam-Krieg“ in *Sebastian Conrad*, *Deutsche Kolonialgeschichte*, München 2008, S. 120, immerhin auf einer Seite zusammen.

Wehrmacht verdiente, und schließlich darauf, dass dafür auch Zwangsarbeiter eingesetzt wurden, die zum Teil in einem Lager auf dem Werksgelände untergebracht waren.¹⁰

Im Übrigen wurden im eingeeengten Untersuchungszeitraum auch ‚schwarze‘ Deutsche mit Sarottis Werbefigur konfrontiert, die sich für sie durchaus anders darstellte als für ihre mehr oder minder rassistischen ‚weißen‘ Nachbarinnen und Nachbarn. Marie Nejar etwa verweist darauf, dass „in den fünfziger, sechziger Jahren [...] schwarze Kinder in Filmen möglichst große Augen haben und das Klischee des niedlichen ‚Schokoladenkindes‘ erfüllen“ mussten.¹¹ Und Helga Emde erinnert sich an die Stigmatisierung der sogenannten Mischlingskinder und daran, dass ihrer Mutter von den Organisatoren eines Faschingszugs fünf Mark angeboten wurden, wenn sie ihre Tochter als ‚Sarotti-Mohr‘ mitgehen ließe.¹² Auch diese Dimension der ‚Erinnerung‘ an eine rassistische Werbefigur, die bis heute den Namen „Sarotti“ bewirbt¹³, fehlt bei Langbehn.

Auch andere Beiträge des Bandes halten sich bei der Vermessung der postkolonialen Erinnerungsorte mit Perspektivwechseln zurück. Das gilt etwa für zwei Studien, die sich mit der Präsentation von Menschen und Tieren beschäftigen. Zwar verweisen beide auf die Sicht der historisch als subaltern betrachteten Anderen. Aber Hilke Thode-Arora erklärt zu „Hagenbeck: Tierpark und Völkerschau“, es gäbe „[n]ur wenige Quellen“ zu den „Motive[n] und Erfahrungen der Völkerschau-Teilnehmer“ (S. 252) und Bernhard Gißibl und Johannes Paulmann verweisen in „Serengeti darf nicht sterben“ lediglich darauf, dass zur Schaffung des Nationalparks zahlreiche Menschen umgesiedelt werden mussten (S. 101) und „die Perspektive der afrikanischen Bevölkerung“ an diesem „medialen Erinnerungsort“ nicht vorkomme (S. 107).¹⁴

Ferner bleiben, obwohl sich beide Beiträge mit Fragestellungen beschäftigen, die sowohl Tiere als auch Menschen umfassen, bei Thode-Arora die Tiere bei Hagenbeck weitgehend unberücksichtigt, und Gißibl/Paulmann blenden die rassistische Dimension der Darstellung von Menschen bei Bernhard Grzimek vollständig aus.

Dabei lässt schon sein Film „Kein Platz für wilde Tiere“ die Geschichte der Menschheit mit einem hellhäutigen europäischen Paar beginnen. Anschließend verbreitet er das Horrorszenario einer steigenden Bevölkerungsflut und beklagt, wie die technische Zivilisation die letzten Paradiese in Afrika einkreist und „wie eine Krankheit zerfrißt“. Bei der Beschreibung der Reiseroute für den Film wird der Kolonialismus explizit: Drehorte liegen unter anderem im „ehemaligen Deutsch-Ostafrika“ und im „Belgischen

¹⁰ Vgl. Rita Gundermann (unter Mitarbeit von Bernhard Wulff), *Der Sarotti-Mohr. Die bewegte Geschichte einer Werbefigur*, Berlin 2004, S. 96, 100f.

¹¹ Marie Nejar, *Mach nicht so traurige Augen, weil du ein Negerlein bist. Meine Jugend im Dritten Reich*, Reinbek 2007, S. 210.

¹² Helga Emde, *I too am German – An Afro-German Perspective*, in: Leroy T. Hopkins, Jr. (Hrsg.), *Who is German? Historical and Modern Perspectives on Africans in Germany*, Washington 1999, S. 33–42, insb. S. 34f.

¹³ Schokolade mit dem traditionellen Mohrenmotiv wird bis heute jedes Jahr (zunächst unter dem Namen „Classic Edition“, ab 2003 dann unter dem Namen „Nostalgie Edition“) herausgebracht (vgl. URL: <<http://www.sarotti.de/sarotti/nostalgie/y2013>> [26.11.2014]). Noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts zeigten sich die Produzenten der Sarotti-Schokolade vom Protest gegen ihre rassistische Werbefigur völlig unberührt und starteten eine Kampagne zu deren weiterer Propagierung. Der Marketingchef von Stollwerck erklärte: „Vorwürfe, unser Logo sei rassistisch, gibt es immer wieder, [...] aber sie machen nur ein Prozent aus“. Darauf meinte man keine Rücksicht nehmen zu müssen: „Stollwerck hat das Mohren-Label 1998 von Nestlé übernommen und will es ausbauen. Mitte Oktober startet eine Werbekampagne im Fernsehen und im Frühjahr 2002 soll eine zweite Werbewelle folgen“ (Information „Sarotti-Mohr wird Kult“, 24.9.2001, URL: <<http://www.internetcologne.de/cms/artikel.php/5/1117/uebersicht.html/2811/30/uebersicht.html>>, [26.11.2014]). Das Marketing war nicht gewillt, auf Kritik zu reagieren und erst zunehmender Protest zwang es schließlich zum halbherzigen Einlenken (vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.2.2004, „Der Mohr kann gehen“). Die bewusste Verbindung der modifizierten mit der alten Werbefigur wurde dabei durch die ‚Nostalgie-Editionen‘ systematisch aufrechterhalten (vgl. Isabell Cserno, *Pancakes, Chocolate, and the Trap of Eternal Servitude. A Reading of Race in the United States and Germany*, in: Linden Lewisi/Glyne Griffith/Elizabeth Crespo-Kebler (Hrsg.), *Color, Hair, and Bone. Race in the Twenty-first Century*, Cranbury 2007, S. 69–101, insb. S. 84, und „M-Dose‘: Sarotti und Edeka finden Kolonialverharmlosung weiterhin ‚nostalgisch‘“, 11.05.2010, <<http://blog.derbraunemob.info/2010/05/11/m-dose-sarotti-findet-kolonialverharmlosung-weiterhin-nostalgisch/>> [26.11.2014]).

¹⁴ Zur Beleuchtung dieser Perspektive hätte zum Beispiel auf Eli J. Knapp, *Western Serengeti People Shall not Die. The Relationship Between Serengeti National Park and Rural Household Economies in Tanzania*, PhD Thesis, Fort Collins, Colorado State University 2009, oder auf den vielfach ausgezeichneten Film „A Place without People“ (2009) von Andreas Apostolides verwiesen werden können.

Kongo“. Mitten im Film und im „Urwald“ tauchen dann nach lauter Tieren „kleine, fröhliche Zwergmenschen“ auf: die „Pygmäen“: „sie scheinen noch unberührt von unserer Zivilisation. Und doch droht auch für sie ein ähnliches Schicksal, wie für die wilden Tiere ihrer Heimat“. Sie dienen einerseits als Führer durch die Wildnis und geben gleichzeitig Motive für ethnopornografische Bilder ab.¹⁵ In „Serengeti darf nicht sterben“ wird die Perspektive der ‚Wildheit‘ zwar auf die Tiere begrenzt, dafür kommen Menschen (soweit sie keine Parkwächter sind) nur noch als störende Hirten oder Wilderer vor. Die Bedeutung unberührter Natur als Erbe der Menschheit können sie angeblich nicht begreifen. Deswegen sei der Kolonialismus vorerst weiter notwendig, denn „[w]ir Europäer müssen unsere schwarzen Brüder noch lehren, was sie besitzen. Nicht weil wir klüger, sondern weil wir älter sind und sie unsere Fehler und Sünden nicht wiederholen sollen“.¹⁶

Obwohl der Rassismus in Grzimeks Afrika unübersehbar ist, kommt er als analytische Kategorie ebenso wenig vor wie bei der Behandlung von Hagenbecks Tierpark, die sich im Wesentlichen den Völkerschauen widmet.¹⁷ Gleichwohl taucht er als unreflektierte Beziehung in den beiden Abbildungen des Beitrags auf, die diesem als unkommentierte bloße Illustrationen beigegeben worden sind.¹⁸ Die erste zeigt den von Carl Hagenbeck selbst beschriebenen „monumentalen Haupteingang, den der Bildhauer Josef Pallenberg mit den mächtigen, Ampeln tragenden Bronzehäuptern der Elefanten geschmückt hatte. Löwen und Eisbären verkörpern die Tierwelt der polaren und der tropischen Zonen, während die erzenen Standbilder des kriegerischen Somali und des Siouxindianers, modelliert von Franke-Berlin, die Völkerschauen zweier Welten versinnbildlichen“.¹⁹ Das Bild ist hochgradig symbolisch aufgeladen (vgl. Abb. 1). Es dreht die landläufige Hierarchie zwischen Tieren und Menschen um, indem es die Repräsentanten von Afrikanern und Amerikanern auf niedrigere Sockel platziert und als halbnackte ‚Wilde‘ darstellt. Diese Perspektive wird noch dadurch verstärkt, dass die Tiere jeweils als Pärchen gezeigt werden, während die Menschen einzeln und als Krieger auftreten. Die eine Darstellung ruft die Geschichte der Arche in Erinnerung und charakterisiert den Zoo als Refugium wilder Tiere und Garant für deren Fortbestand. Die andere verweist auf den vergeblichen Kampf als ‚wild‘ gelabelter Menschen gegen das Vordringen der Zivilisation und transportiert unterschwellig die Ideologie von den aussterbenden Rassen.

¹⁵ Die Zitate stammen aus dem Kommentar des Films „Kein Platz für wilde Tiere“ von 1956. Für eine kritische Analyse des Rassismus bei Grzimek vgl. *Michael Flitner*, Vom „Platz an der Sonne“ zum „Platz für Tiere“, in: *ders.*, *Der deutsche Tropenwald. Bilder, Mythen, Politik*, Frankfurt am Main 2000, S. 244–262.

¹⁶ *Bernhard Grzimek/Michael Grzimek*, *Serengeti darf nicht sterben. 367000 Tiere suchen einen Staat*, Berlin 1959, S. 168.

¹⁷ Warum dabei der Institution „Zoo“ keine Aufmerksamkeit geschenkt wird, bleibt unklar. Denn in Tierparks überlagerten sich unterschiedliche Muster sozialer Differenzierung. In Frankreich kritisierten schon die Enzyklopädisten feudale Menagerien, weil es in Zeiten, in denen die Armen hungerten, moralisch verwerflich wäre, Tiere zu füttern. Nach der Revolution wurden die Tiere des „Jardin du Roi“, soweit sie nicht dem Abdecker übergeben worden waren, aus Versailles nach Paris in den „Jardin des Plantes“ gebracht, der ebenso der wissenschaftlichen Forschung wie der öffentlichen Belehrung dienen sollte. Dabei war er zunächst überwiegend eine elitäre Einrichtung, die erst im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kommerzialisiert und demokratisiert wurde und sich dabei institutionell mit fahrenden Tiermenagerien und Zirkussen überschneidet. In dieser Zeit wurden auch in den kolonialen Besitzungen Zoos gegründet und die heimischen Tiergärten verstanden sich als „embassy for our protected colonial wildlife“ (*Eric Baratay/Élisabeth Hardouin-Fugier*, *Zoo. A History of Zoological Gardens in the West*, London 2002, S. 126).

¹⁸ Tatsächlich sind leider zahlreiche Abbildungen des vorliegenden Bandes bloße Illustrationen und werden in den Texten, die sie begleiten, nicht analysiert. Außerdem hat der Verlag sie miserabel layoutet, sodass sie häufig viel zu dunkel und gelegentlich kaum zu entziffern sind. Von den drei hier angesprochenen Abbildungen finden sich die ersten beiden Motive im Beitrag von Thode-Arora, S. 250 und 252, und das dritte in *Pascal Blanchard/Gilles Boëtsch/Nanette Jacomijn Snoep* (Hrsg.), *Human Zoos. The Invention of the Savage*, Paris 2011, S. 310.

¹⁹ *Carl Hagenbeck*, *Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen*, Leipzig 1967, S. 207.



Abbildung 1: Haupteingang zu Hagenbecks Tierpark

Die zweite Abbildung gibt eine Postkarte wieder, auf der zwei europäische Frauen in modischen Kleidern und zwei Männer in orientalischen Gewändern zu sehen sind. Während sich zwei von ihnen schon gefunden haben und in Rückenansicht davoneilen, wartet die andere Frau noch in einem Zelt und versucht offensichtlich, den davor entlanggehenden Mann mit an der populären Schlagerstrophe „Komm in meine Liebeslaube, in mein Paradies“ orientierten Worten für sich zu gewinnen (vgl. Abb. 2).



Abbildung 2 und 3: Postkarten zu Hagenbecks Völkerschau

Die Herabstufung der Laube zur „Bretterbude“ macht dabei deutlich, dass die Textzeile „Kein Rassenhaß bei Hagenbeck“ ebenso zynisch wie denunziatorisch gemeint ist. Das wird auf einem Pendant der

Karte (mit derselben Aufschrift zum „Rassenhaß“) noch deutlicher, auf dem Zelte und Beduinen im Hintergrund bleiben und eine Dame, die anscheinend versucht hat, sich ihnen zu nähern, von einem Schutzmann mit den Worten „Madame, Liebenswürdigkeiten sind hier verboten“ zur Ordnung gerufen wird (vgl. Abb. 3).

Bild und Text ergeben ein zeitgenössisch verständliches Ensemble, das auf die Kontakte zwischen Besucherinnen und Darstellern der Völkerschauen anspielt. Sie wurden nicht nur in der Presse diskutiert, sondern waren auch Gegenstand einer Reichstagsdebatte. Die drehte sich um das Problem sogenannter kolonialer Mischehen, in deren Verlauf sich der liberale hamburgische Abgeordnete Carl Braband fragte, was „eine weiße Frau aus Mangel an Rassegefühl“ alles zu tun in der Lage wäre und erklärte, er „entsinne sich sehr wohl, wie [...] ein großes sozialdemokratisches Organ Deutschlands Worte des berechtigtesten und schärfsten Tadels für Erscheinungen gefunden hat, [...] wie [...] bei Vorführungen exotischer Trupps von Nubiern, Negern, Singhalesen, und wie sie alle heißen, weiße Frauen sich den fremden Gästen geradezu an den Hals geworfen haben“.²⁰

Die vorgebliche Verneinung von „Rassenhaß“ erweist sich als trübe Melange aus Sexismus, Klassismus und Rassismus, die den unterstellten Mangel an ‚weißem‘ Selbstbewusstsein triebgesteuerter ‚Damen‘ zur pseudohumoristischen Betonung rassischer Distanz benutzt.

Dass nicht alle ‚Erinnerungsorte‘ von ähnlichen, jovialen bis tödlichen Rassismen bestimmt sind, dokumentiert der vorliegende Band unter anderem durch Beiträge zu Leo Frobenius und Alexander von Humboldt. Letzterer verdient schon deswegen Beachtung, weil er einer der Namensgeber für das „wichtigste kulturpolitische Projekt in Deutschland am Beginn des 21. Jahrhunderts“ ist, wie es der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz mit einer Perspektive formuliert hat, deren Geschichtsvergessenheit und Kritiklosigkeit ihresgleichen suchen: „Die Verwandlung des einst gesprengten Hohenzollernschlosses in einen Ort der Weltkunst und Weltkultur und ihres Dialoges mit den Wissenschaften hat eine gewisse innere Logik: Hier wird wie in einer verspäteten Verwandlung erneut der Kulturstaat Preußen sichtbar und macht seine Museen sowie Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen für die Zukunft des wiedervereinigten Deutschlands fruchtbar. Gleichsam die besondere Leistung Preußens, der vor dem Hintergrund seiner Bildungsideale enzyklopädisch zusammengetragene Reichtum außereuropäischer Kunst und Kultur, wird das Kernstück des Humboldt-Forums sein“.²¹

Angesichts solch zeitgenössischer Bezüge verbreitet Michael Zeuske womöglich zu viel Optimismus, wenn er meint, Humboldts „Feindschaft gegenüber allen Arten von Unterdrückung“ und „Liebe zur Schönheit der Erkenntnis“ könnten „zur Begründung heutiger Welterkenntnis (und einer notwendigen ‚zweiten Aufklärung‘) unter Einschluß anderer Kulturen“ (S. 352) beitragen. Humboldts Haltung zum zeitgenössischen Rassismus war zwar zweifellos gespannt und von Kritik an dessen gewaltsamen Exzessen und verachtenden Biologismen geprägt. Aber Rassismus war immer auch Ausdruck kultureller Überheblichkeit. Das zeigt einer von Humboldts Gewährsleuten zur Rassenwissenschaft, Johannes Müller, der „Menschenrassen“ zu „Formen einer einzigen Art“ erklärt und auf die Probleme ihrer exakten Eingrenzung verweist. Anschließend betont er die Bedeutung der Sprache für die Rassenzuordnung der Völker und erklärt, dass jene, die indoeuropäische oder semitische Sprachen sprechen, „die bedeutendste Geschichte gehabt“ hätten und „am meisten der Cultur fähig gewesen“ wären, und ebenjene Menschen umfassten, „welche unter dem Namen der caucasischen Race zusammengefasst sind“.²²

Humboldt besteht noch entschiedener als Müller darauf, dass Rassenomenklaturen „keine typische Schärfe“ erreichen. Aber wie dieser betont er die Bedeutung der Sprache für die „Verschiedenheit der Racen“ und damit einen Bereich, „in welchem die Verknüpfung der physischen (körperlichen) Anlagen mit der geistigen Kraft in tausendfältig verschiedener Gestaltung sich mischen“. In diesem Zusammenhang scheint es ihm dann doch angebracht, auf die Verbundenheit von Natur und Kultur hinzuweisen und zu behaupten: „Es bleibt etwas von dem, was den Naturanlagen aus Abstammung, dem

²⁰ Verhandlungen des Reichstags, XIII. Legislaturperiode, I. Session, Bd. 285, 55. Sitzung, 7.5.1912, S. 1731.

²¹ Hermann Parzinger, Das Humboldt-Forum. „Soviel Welt mit sich verbinden als möglich“, Berlin 2011, S. 15.

²² Johannes Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen, Bd. 2, Koblenz 1840, S. 773 und 776; vgl. Alexander von Humboldt, Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, Bd. 1, Stuttgart/Tübingen 1845, S. 381.

Klima, der heiteren Himmelbläue, oder einer trüben Dampf-Atmosphäre der Inselwelt zugehört“.²³ Daran schließt sich sein von Zeuske zitiertes Bekenntnis an, das, vollständig gelesen, kulturalistische Vorbehalte²⁴ freilich nicht aufgibt: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme* von höheren und niederen Menschenrassen. Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte: aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt“. Auch bei Humboldt bleibt die Freiheit des Menschengeschlechts den kulturellen Errungenschaften seiner europäischen Repräsentanten verpflichtet.

Wulf D. Hund, Hamburg

Zitierempfehlung:

Wulf D. Hund: Rezension von: Jürgen Zimmerer (Hrsg.), Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2013, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 55, 2015, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81611>> [17.12.2014].

²³ *Alexander von Humboldt*, *Kosmos*, S. 383f.; das folgende Zitat findet sich ebd., S. 385 – in der *Anmerkung verweist Humboldt auf Aristoteles, bei dem sich „[d]as Unerfreulichste und in späteren Zeiten so oft Wiederholte über die ungleiche Berechtigung der Menschen zur Freiheit und über Sklaverei als eine naturgemäße Einrichtung“ finde (S. 492). Dagegen geht er zuvor unkritisch mit Samuel George Morton um, dessen „*Crania americana*“ er ein „Prachtwerk“ nennt (S. 491), und damit ebenjene Studie lobt, die versucht, die angebliche Inferiorität der ursprünglichen Amerikaner in deren Knochen festzuschreiben.

²⁴ Sie haben sich ursprünglich sehr viel deutlicher in einer engen Verknüpfung von Natur und Kultur niedergeschlagen – so etwa bei der Beschreibung des vermeintlichen indianischen Traditionalismus in *Alexander von Humboldt*, *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des neuen Kontinents*, bearb. von *Hermann Hauff* nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfassers, Bd. 2, Stuttgart 1859: „Der Mensch mit kupferfarbiger Haut zeigt eine geistige Starrheit, ein zähes Festhalten an [...] Sitten und Gebräuchen, das der ganzen Rasse recht eigentlich den Stempel aufdrückt. Diesen Charakterzügen begegnet man unter allen Himmelsstrichen vom Aequator bis zur Hudsonsbai und bis zur Magelhaensschen Meerenge; sie sind bedingt durch die physische Organisation der Eingeborenen“ (S. 9). Insgesamt kommen sie Humboldt auch weniger individuiert vor: „Barbarische Nationen haben viel mehr eine Stamm- oder Hordenphysiognomie, als eine, die diesem oder jenem Individuum zukäme“ (S. 14). Damit verbindet er eine weitverbreitete ästhetische Auffassung: „Wenn Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der Züge das belebte Naturreich verschönern, so ist auch nicht zu leugnen, daß beide zwar nicht allein Produkte der Kultur sind, wohl aber mit ihr sich steigern. In der großen Völkerfamilie kommen diese Vorzüge keiner Rasse in höherem Maße zu als der kaukasischen oder europäischen“ (S. 15).